WEGBEGLEITER

HOSPIZVEREIN WIESBADEN AUXILIUM E.V. | NR. 41 | HERBST 2026



TITELTHEMA

Nähe und Distanz

AUS DEM VEREIN

Erfahrungsbericht

Pionierinnen am Sterbebett

Personalien

Termine

TITELTHEMA: NÄHE UND DISTANZ

4
Mitgefühl und Verantwortlichkeit
Dr. phil. Dipl. theol. Christoph Riedel

6
Die Kunst der Balance
Dipl. Psych. Thomas Helmenstein

8
Die richtige Entfernung zum Herzen
Dr. med. Daniel Stanze

10
Distanz und Nähe in der Trauerbegleitung
Gudrun Pfundt und Margrit Weber im Gespräch mit Christina Richter

12
Filmtipp: Der verlorene Mann
Ruth Reinhart-Vatter

13
Buchtipp: Situation und Konstellation
Karl Georg Mages

14
Die Stachelschweine
Eine Parabel von Arthur Schopenhauer

AUS DEM VEREIN

15
AUXILIUM sagt Danke
20 Jahre ehrenamtlich bei AUXILIUM:
Elisabeth von Debschitz

10 Jahre ehrenamtlich bei AUXILIUM:
Regina Braus und Karin Bouffleur

16
Zwei Buchstaben mit großer Wirkung
Christina Hahneberg
und Patrick Schlösser

18
Hospizbegleiterinnen der ersten Stunde: Beate Düsterwald, Gisela Gräff, Ute Schenk-Schneider
Gudrun Pfundt, Ruth Reinhart-Vatter

20
Gemeinsam Raum teilen
Ute Grund, Marianne Jensen, Michael Stauß

22
Mitglieder im Portrait
Anni Wagner

23
AUXILIUM im Dialog

24
AUXILIUM kurzgefasst
Gedicht von Ute Schenk-Schneider

AUXILIUM

mit Unterstützung der
AUXILIUM Stiftung Marianne Kahn

IMPRESSUM
Herausgeber: Hospizverein Wiesbaden Auxilium e. V.
Der Wegbegleiter erscheint zweimal jährlich.
V. i. S. d. P.: Vorstand. Redaktion: Dr. Petra Fabri-Richters, Ilse Groth-Geier, Wolfgang Kunath, Karl Georg Mages, Gudrun Pfundt, Ruth Reinhart-Vatter, Klaus Staudt, Margrit Weber.
Lektorat: Elisabeth von Debschitz
Layout: Q, Wiesbaden, www.q-gmbh.de

KONTAKT
Hospizverein Wiesbaden Auxilium e. V.
Luisenstraße 26 · 65185 Wiesbaden
Telefon 06 11-40 80 80 · www.hvwa.de
info@hospizverein-auxilium.de
www.instagram.com/hospizvereinauxilium
facebook.com/auxiliumwiesbaden

Liebe Mitglieder, Freund*innen und Unterstützer*innen von AUXILIUM!



Distanz und Nähe sind zwei zentrale Dimensionen menschlicher Beziehungen, die in einem ständigen Wechselspiel zueinanderstehen. Sie beeinflussen, wie wir miteinander kommunizieren, Vertrauen aufbauen und persönliche Grenzen wahren.

Dieses Spannungsfeld erfahren viele auch in der Begleitung sterbender und trauernder Menschen. Für mich steht Nähe für emotionale Verbundenheit und Vertrauen. Sie ermöglicht es, Beziehungen zu vertiefen, Verständnis zu fördern und ein Gefühl der Zugehörigkeit zu schaffen. Zu viel Nähe kann aber auch persönliche Grenzen überschreiten oder als einengend empfunden werden.

Distanz ist in bestimmten Situationen wichtig, nicht zuletzt, um einen objektiveren Blickwinkel einnehmen zu können. Distanz ist aber auch ein Mittel zum Selbstschutz, zum Beispiel zur Vermeidung einer emotionalen Überlastung. Nicht selten führt sie jedoch zu Missverständnissen oder wird von den Mitmenschen irrtümlicherweise als Desinteresse interpretiert.

Diese Ausgabe des *Wegbegleiter* möchte Sie anregen über die Themen „Nähe und Distanz“, insbesondere im Rahmen ehrenamtlicher Tätigkeiten, zu reflektieren:

Welche Formen von Nähe empfinden Sie als bereichernd und stärkend?

In welchen Situationen ist Distanz für Sie notwendig, um Klarheit oder Selbstschutz zu wahren?

Wie können Sie sowohl die Bedürfnisse der begleiteten Person als auch Ihre eigenen respektieren?

Um Nähe geht es auch im neuen Format „AUXILIUM begegnet …“. In Wohnzimmeratmosphäre lernen Sie hier Menschen aus unserer Stadtgesellschaft von einer sehr persönlichen Seite kennen. Im Rahmen der Auftaktveranstaltung am 21. Oktober traf AUXILIUM den Wiesbadener Oberbürgermeister Gert-Uwe Mende.

Wie bereits erwähnt, feiert AUXILIUM nächstes Jahr das vierzigjährige Bestehen. Viele Menschen haben uns in dieser langen Zeit begleitet, unterstützt und inspiriert. Ihnen allen möchte ich dafür vielmals danken. Ohne Sie wäre AUXILIUM nicht ein wesentlicher Teil der Wiesbadener Stadtgesellschaft und eine wichtige Anlaufstelle für Hilfesuchende.

Freuen Sie sich mit uns auf die verschiedenen Veranstaltungen anlässlich des Jubiläums, insbesondere den Empfang im Rathaus am 27. August 2027, und bleiben Sie AUXILIUM weiterhin gewogen.

Ihre

Birgit Menne

Birgit Menne
Vorstandsvorsitzende

Mitgefühl und Verantwortlichkeit

Die Ausgangslage in der ehrenamtlichen hospizlichen Begleitung

Beziehung ist in der Psychotherapie wie auch in der Begleitungsarbeit als starker Wirkfaktor belegt. Die Dynamik von Nähe und Distanz beeinflusst die Wirksamkeit der helfenden und begleitenden Beziehung, auch in der ehrenamtlichen Hospizbegleitung.

Begleitende begegnen den Betroffenen in der würdesensiblen Lebenssituation des Sterbens. Sie erschließen den mitmenschlichen Raum, in dem die Würde der Sterbenden und der Begleitenden in gegenseitiger Wertschätzung Ausdruck findet. Sie sind Sterbenden menschlich nahe und dabei auf die sinnvolle Distanzierung angewiesen, um den Begegnungsraum zu erhalten und zu wahren. P. Schuchter et al. beschrieben diese Dynamik von Nähe und Distanz in der Studie „Die Kunst der Begleitung" als „Weisheit …, die aus der Beziehung zwischen Begleitenden und Betroffenen erwächst". Grundlage dafür ist ein reflektiertes und professionelles Menschenbildwissen, in dem die Begleitenden geschult sind. Denn als Ehrenamtliche sind sie „zuständig für das, was im medizinischen oder pflegerischen Handeln eher nicht zur Sprache kommt. Der Seelenschmerz, die Hoffnung oder Hoffnungslosigkeit, Vergebung und Versöhnung oder auch die Angst um die Menschen, die man zurücklässt" *(Schuchter et. al., 2018, S. 16)*.

Die Themen mit hoher existenzieller Bedeutung für den jeweiligen Betroffenen setzen die vertraut-vertrauende Begegnung und darin die sensible Aufmerksamkeit für mitfühlende Nähe und sinnvolle Distanz, die das Sterben den Sterbenden lassen, voraus.

Das mitfühlende Bündnis mit dem verletzbaren Menschen

Wer einen Sterbenden als ehrenamtliche Hospizmitarbeitende begleitet, ist mit einem verletzbaren, meist schwer leidenden Menschen konfrontiert. Oft drängen sich dabei die Leidenssymptome, die körperlichen, die psychischen, die existenziellen, geradezu unausweichbar auf. Jene werden von Pflegenden, Betroffenen, An- und Zugehörigen in den Mittelpunkt der Care-Arbeit gestellt. Es geht um die Vulnerabilität, die Verletzlichkeit des Menschen.

Die Intention Helfender und Begleitender besteht darin, sich mit der Verletzlichkeit zu verbünden, sie zu lindern oder aufzuheben. Sie leiden mit. Im Mitleid verbinden sie sich mit dem Leid und dem Leiden der Betroffenen. Sie steigen zu ihm ins Boot und versuchen, im Leiden beizustehen. Der leidende Mensch und die Begleitenden rücken dabei immer näher zusammen. Es ist ein Bündnis, in dem Lasten umverteilt und Verantwortungsgrenzen verwischt werden. Wenn die Begleiterin da ist, geht es der Sterbenden besser; denn jene kann für diese Zeit die Leidenslast abgeben. Es rudert jemand mit im Boot, der sich Zeit nimmt, der für das meiste ein Ohr hat, der hilfsbereit zur Seite steht und Verantwortlichkeiten übernimmt. Irgendwann aber nützt sich dieses Bündnis ab. Die erhoffte Erleichterung im Leid bleibt aus. Die Nähe zwischen Sterbendem und Begleiter wird schwierig und gerät in den Strudel der Verzweiflung. Die Verantwortlichkeit für das Leben im Sterben erscheint unklar. Beim Begleitenden entsteht der Eindruck, jetzt für Distanz sorgen zu sollen und aus dem Boot auszusteigen.

Dieser Eindruck ist richtig. Distanz eröffnet den Raum für das Begleiten neu, wird da aber auch leicht als Verrat am gemeinsamen Bündnis verstanden. Nicht einmal auf die Hospizbegleitenden scheint aus Sicht der Sterbenden Verlass.

Verletzlichkeit und Verletzbarkeit

Bei der Analyse solcher Lagen wird die Frage nach Nähe und Distanz häufig quantitativ gestellt. Wieviel Nähe ist förderlich? Wieviel Distanz tut not? Sinnvoller ist es, diesen Fragen qualitativ nachzugehen. Zum einen schlage ich vor, zwischen Verletzlichkeit (Vulnerabilität) und Verletzbarkeit zu differenzieren. Zum anderen blicke ich kritisch auf



die Form des Bündnisses zwischen Begleitenden und Betroffenen. Entspricht Mitleid der wertschätzenden Begegnungsintention? Der Reihe nach. Vulnerabilität beschreibt klinisch gesehen die Risikofaktoren eines Menschen, die physische Erkrankungen und psychische Störungen auslösen oder aufrechterhalten. Der Begriff „Verletzbarkeit" hingegen bestimmt ein „universelles Merkmal" *(Schmitz, 2025, S. 13)* des Menschseins. Er benennt „die Begrenztheit des einzelnen Menschen und seiner Lebenswirklichkeit" *(Riedel, 2025, S. 26)*. Wir Menschen teilen die Verletzbarkeit und können uns unsere Verletzbarkeit auch mitteilen. B. Schmitz *(2025, S. 72)* führt deshalb den Begriff der „geteilten Verletzbarkeit" ein: „Wie sähe unser Zusammenleben aus, wenn wir der Idee der geteilten Verletzbarkeit stärker Rechnung tragen würden?"

Geteilte Verletzbarkeit

Das Leben sterbender Menschen stellt die menschliche Begrenztheit, die Verletzbarkeit, geradezu aus. In unserer gemeinsamen Verletzbarkeit, die zu unserer Würde gehört, sind wir Menschen, sind der Sterbende und seine Begleitenden einander sehr nah. Die „geteilte Verletzbarkeit" gehört zur menschlichen Verbundenheit.

Damit komme ich auf den zweiten Teil meines Vorschlags zurück. Ist es nicht sinnvoller, mit dem sterbenden Menschen ein Bündnis einzugehen als mit seinem Leid? Im Menschsein findet die, der Sterbende die Möglichkeiten, Fähigkeiten, die Selbsterlaubnis und vielleicht auch das Sollen, eine Einstellung zu seinem Leid und seinem Sterben zu finden oder zu erarbeiten. Damit klärt sich auch die Verantwortlichkeit.

Dass das „letzte Leben" (C. Riedel) möglicherweise Vieles fordert und in Manchem auch überfordert, ist die teilbare und geteilte Verletzbarkeit jedes Menschen. Darin können sich Begleitende und Betroffene nahe sein. Für die Möglichkeiten, Lebensformen mit dem konkreten Leid, mit den täglichen Herausforderungen, mit den Genussmomenten zu finden, braucht es die Distanz, in der sich der Raum für Kommunikation und sorgende Interaktion, Schweigen und „Nichthelfen" (U. Pfeiffer-Schaupp) öffnen und erhalten lässt, der auch der Verantwortungsraum des Sterbenden ist und bleiben muss.

Beides gehört zum Mitgefühl: Nähe und Distanz. Mitgefühl auf Grundlage gemeinsamen Menschseins orientiert sich an der Würde und Verletzbarkeit. Im mitfühlenden Bündnis mit dem sterbenden Menschen finden beide, Sterbende und Begleitende, das Maß an Vertrautheit und angemessener Distanz, den Respekt vor der individuellen Verantwortlichkeit, die Grenzen setzt.

Was heißt das für die Begleitung?

Die Distanz ermöglicht dem sterbenden Menschen den Raum für die Selbst- und Lebensbegegnung. Wie er sich darin seiner Liebe, seinen Werten, seinen Versäumnissen und seiner Schuld stellt, entscheidet verantwortlich er selbst. Die Nähe erschließt in diesem Prozess der Selbstvergegenwärtigung Sicherheit und Orientierung, sie ermutigt und beruhigt. Die, der Sterbende kann in aller Würde sie, er selbst sein. Wertschätzende Begegnung lässt den Sterbenden den Raum, um ihr Leben zu Ende zu leben, auf ihre Weise. Hospizbegleitende wahren in mitfühlender Verantwortlichkeit diesen Raum. ■

Quellen:
Riedel, C. (2025): Verletzbarkeit und Würde, in: würdigen. Das Jahresheft Praxis Palliative Care /Demenz Nr. 17 (2025), S. 26–28
Schuchter et al. (2018): Die Kunst der Begleitung. Was die Gesellschaft von der ehrenamtlichen Hospizarbeit wissen sollte. Der Hospizverlag
Schmitz, B. (2025): Offenheit und Berührbarkeit. Neue Wege zu Verletzbarkeiten und Resilienz. Reclam

ZUM AUTOR

Dr. phil. Dipl. theol. Christoph Riedel, Philosoph und Psychotherapeut, www.christoph-riedel.de



Die Kunst der Balance

Menschliche Nähe und professionelle Distanz

Professionelle Nähe und Distanz am Sterbebett verlangen eine besondere Ausdifferenzierung der hier vorgestellten Aspekte. Was hilft, und was ist zu vermeiden? Notwendig ist jedenfalls viel Kommunikation. Thomas Helmenstein bezieht sich in seinem Bericht auf professionelle Pflege und Begleitung. Hospizbegleitende sind zwar keine Pflegende, jedoch professionelle Begleiter - oder bemühen sich darum.

Sie stehen in einer Warteschlange im Supermarkt, und die Person hinter Ihnen rückt Ihnen so dicht auf die Pelle, dass Sie ihren Atem im Nacken spüren. Ihr erster Impuls: Das ist zu nah, einen Schritt nach vorn, weg aus der viel zu großen Nähe! In dieser Situation werden Sie, wie viele andere auch, das unbehagliche Gefühl haben, dass hier jemand in Ihre persönliche Schutzzone eingedrungen ist, die Sie normalerweise nur für die Personen öffnen, die Ihnen nahestehen.

In einigen Berufen gehört es allerdings zum Alltag, die persönliche Schutzzone anderer Menschen immer wieder zu betreten. Pflegekräfte zum Beispiel helfen bei der Körperpflege, versorgen Wunden oder begleiten Menschen in sehr persönlichen, oftmals belastenden Momenten. Dadurch werden die Wohlfühlgrenzen der zu Pflegenden, wie auch der Pflegekräfte selbst, regelmäßig überschritten.

Wie gelingt es dann, mit den anvertrauten Personen eine professionelle menschliche Nähe zu entwickeln, in der sowohl klare Grenzen für Pflegende und Gepflegte gezogen werden können als auch eine vertrauensvolle professionelle Beziehung entsteht?

Menschliche Nähe und professionelle Distanz

Eine allgemeingültige Antwort hierauf gibt es leider nicht. „Nähe und Distanz“ entwickeln und verändern sich ständig in gegenseitiger Abhängigkeit, da sie von vielen kulturellen und individuellen Faktoren abhängen. Die Spannbreite ist also sehr groß. Die an der Supermarktkasse noch bedrückende Nähe nehmen wir in der Zuschauermenge eines Musikfestivals vielleicht gerne hin. Dass wir uns bei letzterem freiwillig und selbstbestimmt der Situation aussetzen, ist wahrscheinlich der entscheidende Faktor.

Einen anderen Aspekt verdeutlicht der Blick auf Familie und Partnerschaft. Nähe und Distanz sind hier immer wieder Veränderungen unterworfen, die Anpassungsprozesse erfordern und neu auszuhandeln sind, was nicht automatisch konfliktfrei abläuft. Ein Kind lernt, dass Mama und Papa nicht immer Zeit für es haben; ein Jugendlicher in der Pubertät sucht Selbständigkeit (Distanz), benötigt aber auch Unterstützung aus dem Elternhaus (Nähe). Wie Kind und Jugendlicher durch diese Entwicklungsschritte gehen, hat bekanntermaßen Einfluss auf ihre spätere Ausgestaltung von Nähe und Distanz in Beziehungen zu anderen Menschen; die individuell prägende Lebenserfahrung kommt hinzu.

Besonderheiten in der Pflege und der Begleitung

Es muss zunächst betont werden, dass es sich in der Pflegesituation um eine asymmetrische Beziehung handelt, in der sich eine Person, die hilfsbedürftig ist, in einem Abhängigkeitsverhältnis zur helfenden Person befindet.

Die große Herausforderung für die Pflegenden dabei ist, die Balance zu halten zwischen der Wahrung der Autonomie der ihnen anvertrauten Personen und der notwendigen Nähe, die immer wieder verlangt, ihre innere Schutzzone zu betreten (s.o.). Diese Nähe bewusst und respektvoll so zu gestalten, dass sich die Gepflegten sicher und geborgen fühlen, ist das Ziel.

Doch was passiert, wenn diese Balance verloren geht? Unangemessene Nähe oder Distanz hat direkte Folgen für alle Beteiligten. Ist die Distanz zu groß, ist der wichtige Informa-

tionsaustausch sachlich und emotional unzureichend. Das führt zu Vertrauensverlust und sinkender Pflegequalität. Ist die Nähe zu groß, drohen Übergriffigkeit, Machtmissbrauch und Verlust einer sachlichen Sichtweise. Während Gepflegte bei nicht gelungener Nähegestaltung Scham, Angst oder Hilflosigkeit empfinden, können Pflegekräfte Unsicherheit, Mitleid oder auch emotionale Belastung erleben.

Es ist z. B. nicht ungewöhnlich, dass PatientInnen aufgrund der intensiven Betreuung tiefes Vertrauen fassen und Einblicke in ihr Privatleben geben. Hier ist jedoch Vorsicht geboten. Eine professionelle Pflegebeziehung ist keine private Freundschaft. Private Treffen, der Austausch privater Kontaktdaten oder gar Liebesbeziehungen zwischen Pflegenden und PflegeempfängerInnen sind absolut tabu.

Ein wichtiger Schutzmechanismus ist hier die Verwendung des Nachnamens und des „Sie". Es wird signalisiert: hier handelt eine Pflegefachperson, kein privater Angehöriger oder Freund. Das schützt beide Seiten vor falschen Erwartungen und emotionalem Missbrauch. Die professionelle Distanz wird zum Schutzschild für die eigene psychische Gesundheit.



Zur Professionalität gehört auch „Emotionsarbeit", das selbstreflektierende Umgehen mit den eigenen Gefühlen. Wenn man sich z. B. in Situationen, in denen man innerlich gestresst oder genervt ist, durch Lächeln um das Aufrechterhalten einer freundlichen Fassade bemüht, resultiert ein emotionaler Missklang, da man sich letztlich verstellt. Diese Strategie ist als kurzfristige Notlösung im Alltag oft unvermeidbar, kann aber langfristig zu emotionaler Erschöpfung führen. Eine nachhaltigere und gesündere Strategie ist es, die eigene innere Haltung zu beeinflussen. Das Ziel ist, echte Empathie zeigen zu können und gleichzeitig emotional soweit die Distanz zu wahren, dass die Nöte der Betroffenen nicht in das eigene Privatleben getragen werden und umgekehrt.

Die Balance finden im Betreuungsalltag – bewährte Tipps und Hinweise

- *Professionelle Nähe aktiv gestalten*
  Das Einnehmen einer zugewandten Körperhaltung und das Halten von Blickkontakt auf Augenhöhe signalisieren Präsenz, das aktive Zuhören Interesse und Wertschätzung.

- *Wahrung des persönlichen Raums*
  Das kurze Anklopfen vor Betreten des Zimmers oder das Einholen der Erlaubnis, eine pflegerische Maßnahme durchzuführen, signalisieren Respekt vor der Autonomie der betreuten Personen.
  Hierzu speziell: Jede unangekündigte Berührung stellt formal einen Eintritt in den persönlichen Schutzraum dar, sie ist potenziell unangenehm, verwirrend, bedrohlich. Deshalb sollte sie als Angebot verbal oder nonverbal vorbereitet werden. Die Selbstbestimmtheit einer Person wird beispielsweise gewahrt, indem man die eigene Hand nur offen darreicht, sodass die Person selbst entscheiden kann, ob sie sie ergreift oder nicht.

- *Ressourcenorientierung*
  Betroffene sollten diejenigen Tätigkeiten ausführen, die sie ausführen können. Das stärkt Selbständigkeit und Selbstwertgefühl und sorgt gleichzeitig dafür, dass der persönliche Raum nur dann betreten wird, wenn es wirklich notwendig ist

- *Professionelle Gesprächsführung*
  Der Fokus soll ganz auf den Gesprächspartner gerichtet werden. Eigene Gefühle und Erfahrungen spielen nur eine untergeordnete Rolle. Wichtig ist, die eigene professionelle Haltung beizubehalten. Dazu gehört auch, Grenzen des Sagbaren und Machbaren aktiv anzusprechen und Grenzverletzungen ruhig, klar und sachlich zu unterbinden.

- *Kontinuierliche Selbstreflexion*
  Professionelle Distanz ist kein Zustand, den man irgendwann erreicht, sondern ein kontinuierlicher, lebendiger Prozess. Hierbei ist die Unterstützung des Einzelnen durch das Team besonders wichtig. Der regelmäßige Austausch hier oder in Supervisionen bietet den nötigen Raum, herausfordernde Alltagssituationen zu besprechen und emotionalen Ballast abzuwerfen.

Der persönliche Weg zu professioneller Nähe und Distanz ist individuell sehr unterschiedlich. Aus-, Fort- und Weiterbildung und das Sammeln von Erfahrung unter Anleitung erfahrener KollegInnen sind dabei wichtige Bausteine. ■

ZUM AUTOR



Dipl. Psych. Thomas Helmenstein, Leiter der Sprachtherapie und Neuropsychologie am Otto-Fricke-Krankenhaus in Bad Schwalbach

Die richtige Entfernung zum Herzen

Nähe und Distanz in der ambulanten Palliativversorgung

Nah genug, um Leid wahrzunehmen und Beziehung zu ermöglichen – distanziert genug, um klar zu denken, Grenzen zu achten und dauerhaft ansprechbar zu bleiben – für den Patienten und die Angehörigen.



An einem Wintermorgen betrete ich mit einer Kollegin das Einfamilienhaus eines Patienten. Ich nehme den Geruch von Kaffee wahr, der aus der Küche kommt. Ich gehe geradeaus in das Wohnzimmer. Dort sitzt seine Frau neben dem Pflegebett und hält seine Hand. Das Wohnzimmer ist zu einem Krankenzimmer geworden. Zwischen Sauerstoffgerät, Medikamentenschachteln und Familienfotos liegt eine eigentümliche Mischung aus Alltag und Ausnahmezustand. Dies begegnet uns oft in der der ambulanten Palliativversorgung. Der Ehemann leidet an einer weit fortgeschrittenen Tumorerkrankung. Seine Luftnot lässt sich lindern, seine Angst zunächst kaum. Die Gespräche helfen ihm dabei. Unsere Anwesenheit und Nähe tun ihm gut. „Gut, dass Sie da sind."

Solche Augenblicke berühren den Kern unserer Arbeit. Wir begleiten Menschen dort, wo sie leben, lieben, hoffen und Abschied nehmen. Wir betreten keine neutrale Behandlungsumgebung. Wir sind zu Gast in Wohnungen und Häusern. Wir erfahren von Familiengeschichten und nicht selten auch von lange bestehenden Konflikten. Dadurch entsteht eine Nähe, die medizinisch wertvoll und menschlich notwendig ist. Gleichzeitig braucht professionelle Begleitung auch Distanz. Sie ist nicht als Kälte zu verstehen, sondern als Voraussetzung dafür, dass wir aufmerksam, urteilsfähig und verlässlich bleiben können.

Nähe ist Teil der Behandlung

In der Palliativversorgung reicht es selten aus, ausschließlich Symptome zu erfassen und Medikamente zu verordnen. Schmerzen, Luftnot, Übelkeit oder Unruhe sind eingebettet in Ängste und Sorgen. Wer solche Ängste verstehen möchte, muss zuhören können. Es ist essenziell dabei, Stille, Wut und Verzweiflung aushalten zu können. Manchmal auch einfach durch stilles Dasein.

Nähe schafft Vertrauen. Ein Patient berichtet eher von seiner Todesangst, wenn er spürt, dass sie uns nicht überfordert. Eine Angehörige spricht eher über Erschöpfung oder den heimlichen Wunsch, die belastende Situation möge bald enden, wenn sie keine moralische Verurteilung befürchten muss. Diese Offenheit verbessert auch die medizinische Versorgung. Nur wenn wir die tatsächlichen Bedürfnisse kennen, können wir gemeinsam tragfähige Entscheidungen treffen.

Dabei zeigt sich Nähe nicht allein in großen Gesten. Häufig entsteht sie durch Verlässlichkeit: die Zusage, auch nachts erreichbar zu sein; ein angekündigter Rückruf, der tatsächlich erfolgt; eine verständliche Erklärung; ein liebevoller Umgang mit dem geliebten Haustier beim Hausbesuch. Gerade in einer Situation, in der vieles unsicher geworden ist, kann Verbindlichkeit Halt geben.

Distanz ist nicht Gleichgültigkeit

Der Begriff Distanz wird leicht mit Abgrenzung oder emotionaler Kühle verwechselt. Für mich bedeutet professionelle Distanz jedoch etwas anderes. Es ist die Fähigkeit, mich berühren zu lassen, ohne die Situation des Patienten zu meiner eigenen zu machen.

Patientinnen und Patienten brauchen nicht unsere private Betroffenheit im Mittelpunkt, sondern unsere Präsenz. Wenn ich mich zu stark mit einem Schicksal identifiziere, drohen meine Entscheidungen an Klarheit zu verlieren. Vielleicht verspreche ich mehr, als das Team leisten kann. Vielleicht wird ein

schwieriges Gespräch vermieden, weil die Enttäuschung des Gegenübers kaum ausgehalten werden kann. Oder ich versuche, ein Leiden um jeden Preis zu beseitigen, obwohl zunächst geklärt werden müsste, was der betroffene Mensch selbst wünscht.



Eine gewisse Distanz schützt deshalb nicht nur Behandelnde, sondern auch Patientinnen, Patienten und Angehörige. Sie bewahrt die Rollen und verhindert, dass aus Hilfsbereitschaft Vereinnahmung wird. Wir dürfen warmherzig sein, ohne Teil der Familie zu werden. Wir dürfen Anteil nehmen, ohne private Freundschaft anzubieten. Und wir dürfen Grenzen benennen, ohne Beziehung abzubrechen.

Wenn Nähe zur Gefahr wird

Besonders herausfordernd sind Verläufe, die an die eigene Lebensgeschichte erinnern. Beispielsweise ein Patient im eigenen Alter, Eltern kleiner Kinder oder eine Partnerschaft, in der wir etwas Vertrautes erkennen. Dabei kann das Bedürfnis entstehen, gerade für diesen Menschen oder diese Familie jederzeit verfügbar zu sein oder noch „etwas Besonderes“ möglich zu machen. Menschlich ist das verständlich, aber professionell verlangt es Aufmerksamkeit.

Warnzeichen können sein, dass ein Fall einen gedanklich kaum loslässt, dass private Telefonnummern weitergegeben werden, dass einzelne Familien deutlich mehr Zeit erhalten als andere oder dass Kritik ungewöhnlich verletzt. Auch übermäßiger Aktionismus kann Ausdruck mangelnder Distanz sein. Nicht jede Hilflosigkeit lässt sich durch eine neue medizinische Maßnahme auflösen.

Umgekehrt kann eine zu große Distanz ebenfalls schaden. Wer sich hinter Fachsprache, Checklisten oder Zeitdruck zurückzieht, übersieht womöglich, worum es wirklich geht. Ein formal korrektes Gespräch kann dennoch lieblos sein. Palliativmedizin verliert ihren Sinn, wenn der erkrankte Mensch nur noch als Summe zu behandelnder Symptome erscheint.

Die Angehörigen mit im Blick

In der ambulanten Versorgung tragen Angehörige einen großen Teil der täglichen Verantwortung. Sie reichen Medikamente, beobachten Symptome, wachen nachts und leben zugleich mit der Ahnung des bevorstehenden Verlusts. Ihre Erschöpfung zeigt sich nicht immer als Traurigkeit. Sie kann als Ungeduld, Kontrolle, Misstrauen oder Forderung auftreten.

Auch hier braucht es eine Haltung, die Nähe und Distanz verbindet. Nähe bedeutet, hinter einem scharfen Ton die Überforderung wahrzunehmen. Distanz bedeutet, Beschimpfungen oder unrealistische Erwartungen nicht einfach hinzunehmen. Ein Satz wie „Ich sehe, wie erschöpft Sie sind, und zugleich möchte ich, dass wir respektvoll miteinander sprechen“ kann beides ausdrücken, sowohl Verständnis als auch Grenze.

Wir begleiten Angehörige, aber wir können ihnen die Trauer nicht abnehmen. Manchmal besteht unsere wichtigste Aufgabe darin, ihre Ambivalenz zu normalisieren. Liebe und Erschöpfung, Hoffnung und der Wunsch nach einem Ende dürfen nebeneinander bestehen. Wer dies ansprechen kann, erlebt oft Entlastung.

Nähe und Distanz sind Teamarbeit

Das richtige Maß lässt sich nicht ein für alle Mal festlegen. Es verändert sich mit jeder Begegnung und manchmal innerhalb eines einzigen Gesprächs. Deshalb ist die multiprofessionelle Zusammenarbeit so wichtig. Pflegefachkräfte, Ärztinnen und Ärzte, psychosoziale Mitarbeitende, Hospizdienste und Seelsorge nehmen unterschiedliche Aspekte wahr. Im Austausch können wir blinde Flecken erkennen und Verantwortung teilen.

Fallbesprechungen, Supervision und eine Kultur, in der auch eigene Unsicherheit ausgesprochen werden darf, gehören zur Qualität der Versorgung in besonders belastenden Zeiten. Ebenso wichtig sind Rituale des Übergangs, wie der kurze Austausch nach einem belastenden Besuch oder ein bewusster Abschluss nach dem Tod eines Patienten.

Eine Haltung, kein fester Abstand

Beim Abschied erkläre ich dem Patienten und seiner Ehefrau, wann wir wiederkommen und wie das Team erreichbar ist. Ich nenne es „die Nummer gegen Kummer“. Die Nähe des Augenblicks brauchte einen verlässlichen Rahmen.

Möglicherweise ist genau das die Kunst in unserer Versorgung, eben nicht den vermeintlich richtigen Abstand zu finden, sondern eine bewegliche Haltung. ■

ZUR PERSON



Dr. med. Daniel Stanze, Facharzt für Innere Medizin, Palliativarzt
Geschäftsführer ZAPV GmbH
Wiesbaden

Distanz und Nähe in der Trauerbegleitung

Gudrun Pfundt und Margrit Weber im Gespräch mit Christina Richter

Christina Richter führt seit drei Jahren Einzelgespräche mit Trauernden bei Auxilium. Sie sagt: Mit Verlust und Trauer habe ich mich schon sehr früh beschäftigt.

In ihrem Beruf als ausgebildete Hebamme kam Christina Richter immer wieder mit dem Thema Verlust und Trauer in Berührung. Fehlgeburten, Sternenkinder, schwierige Schwangerschaften sind Teilbereiche der Hebammenarbeit. Eine Vorbereitung auf den Umgang mit Trauer gab es in der Ausbildung nicht, so beschreibt sie die damalige Situation. Betroffene Mütter und ihre Familien und auch das Personal wurden damit alleine gelassen.

Seit der Geburt ihres dritten Kindes arbeitet Christina Richter ausschließlich freiberuflich und begleitet Frauen in der Schwangerschaft und im Wochenbett, berät in Fragen der Geburtsvorbereitung und gibt Rückbildungskurse.

Mit knapp 30 Jahren verliert Christina Richter ihren Vater, für sie eine traumatische Erfahrung. Sie beginnt 2002 eine Weiterbildung als Trauer- und Sterbebegleiterin für medizinisches Fachpersonal in Lüneburg, zum einen, um das persönlich Erlebte aufzuarbeiten und zum anderen für eine fundiertere Begleitung von betroffenen Familien. 2022 beendet sie nach einem Burnout ihre Arbeit als Hebamme.

Aus reiner Neugierde und aus Lust auf neuen „Input“ nimmt sie von 2023 bis 2025 an einer Weiterbildung zur Sterbeamme an der Sterbeakademie in Hamburg teil.

Trauer – wer bin ich und was habe ich erlebt

Christina Richter stellt fest: Menschen in Trauer zu begleiten ist eine sehr besondere Aufgabe. Es gibt wenige vergleichbare Situationen, in denen Menschen so authentisch sind. Es entstehen Beziehungen von hoher Intensität. Personen in dieser Situation beizustehen setzt voraus, die eigenen schmerzhaften Erfahrungen gut aufgearbeitet zu haben. Das wiederum ist Grundvoraussetzung, um die nötige gesunde Distanz zu wahren (oder im Umkehrschluss eine Begleitung gar nicht erst anzunehmen).

Ebenso wichtig ist es, eigene Bilder und Positionen zu entwickeln, was uns nach dem Tod erwartet. Ohne eigene Visionen über das, was nach dem Tod kommt, sind Trauer-



gespräche schwierig. „Ich kann nur von Hoffnung sprechen, wenn ich selbst welche habe."

Haltung

In der Trauerbegleitung ist die eigene Haltung von besonderer Bedeutung. Es ist wichtig, gut zwischen Mitleid und Mitgefühl differenzieren zu können. Dies braucht immer wieder eine gute Eigenreflexion. Mit einem trauernden Menschen gemeinsam weinen ist erlaubt, die eigene Handlungsfähigkeit darf jedoch nie verloren gehen. In der Trauerbegleitung darf ich das Erlebte mitfühlen, jedoch nicht mitleiden, um einen gesunden Abstand wahren zu können. Trauernde brauchen ein Gegenüber, das einen „roten Faden" anbieten kann.

Zuhören, nachfragen, spiegeln

„Wie geht es Ihnen heute?", so beginnen manche Gespräche mit Trauernden. Wenn es für den trauernden Menschen schwierig ist, Worte zu finden, hilft es manchmal, nach dem Verstorbenen zu fragen. „Vielleicht mögen Sie ein bisschen erzählen von dem Menschen, der gestorben ist, damit ich ihn kennenlernen kann?"

Im Gesprächsverlauf ist das bloße Zuhören von großer Bedeutung – zuhören ohne zu werten. Nachfragen und Spiegeln gehören genauso dazu – wenn dies bewusst eingesetzt wird, kann dadurch eine gute Balance zwischen Nähe und Distanz gefunden werden.

„Ich höre zu, ich frage nach, um zu verstehen – es ist jedoch ihre Geschichte".

Einzelgespräche in der Trauerbegleitung ziehen sich meist über einen längeren Zeitraum.

Zu Beginn werden Treffen in kürzeren Abständen von zwei bis drei Wochen angeboten. Später sind Treffen mit längeren Abständen sinnvoll. Manchen Trauernden hilft es, wenn sie sich in schwierigen Situationen oder auch nach einem Jahr noch einmal melden dürfen.

Für Christina Richter war besonders die zweite Weiterbildung bei Claudia Cardinal in Hamburg wertvoll. Die vielen verschiedenen Werkzeuge, die sie dort kennenlernen durfte, machen es leichter, Menschen in Trauer zu begleiten, ohne dass das Gehörte „zu nah" kommt.

Dazu gehören Kommunikationsmodelle, Meditationen, verschiedene Texte und Märchen, metaphorisches Bilderstellen.

Besonders gerne begleitet sie Menschen zum Grab des Verstorbenen, um dort einen Segen zu sprechen.

Eine besondere Erfahrung

Eine besondere Erfahrung machte Christina Richter mit einem jungen Mann, der um Trauerbegleitung gebeten hatte. Sein Vater war nach längerer Krankheit zuhause verstorben, ohne dass die Kinder darüber informiert waren, dass der Vater an Krebs erkrankt war und in den nächsten Wochen sterben würde.

Diese Begleitung war nicht einfach, da der junge Mann sehr intensiv mit dem Themen Wut und Vertrauensverlust arbeiten musste/durfte. Als Trauerbegleiterin zuzuhören, die Fassungslosigkeit dieses Mannes zu spüren und gleichzeitig das Verhalten des verstorbenen Vaters nicht zu werten, war eine kleine Herausforderung. Hier war es wichtig, der Fassungslosigkeit immer wieder Raum zu geben.

Die Familie selbst hatte viel gemeinsam verarbeitet und ein Brief, der viele Wochen nach dem Tod des Vaters aufgetauchte, hatte eine bedeutende Veränderung im Trauerverhalten möglich gemacht. In diesem Brief entschuldigte sich der Vater bei seinen Kindern und erklärte, dass es ihm nicht möglich war, sich den beiden gegenüber zu öffnen.

Der Besuch auf dem Friedhof mit einem gesprochenen Segen hat in dieser Begleitung für einen friedvollen Abschluss gesorgt.

Trauerbegleitungen kann Trauer nicht auflösen

Sie kann helfen, der Trauer ganz behutsam ein neues Gesicht zu geben. Menschen auf diesem Weg zu begleiten, ist ein Geben und Nehmen für beide Seiten. Christina Richter ist immer wieder dankbar für die Offenheit und das Vertrauen der Trauenden – und oft beeindruckt von den mutigen Schritten, die diese Menschen auch in schwierigen Lebenssituationen gehen können. ■

Abschied ist Wiederkehr

Die Sternenkinder
zu meiner Linken
begleiten mich auf
dem Weg
des Abschieds
Sie lächeln leise
und sagen mir
sanfte Worte
ins Ohr:
Abschied ist Wiederkehr
Und nichts ist
für immer

– Ju Sobing

ZUR PERSON



Christina Richter, ehrenamtliche Hospiz- und Trauerbegleiterin

Filmtipp

Der verlorene Mann

Ein Mensch verliert sich in der Demenz – eine Herausforderung für alle Beteiligten, empathisch gespielt von Harald Krassnitzer.

Vor fast 30 Jahren wurden Kurt und Hanne geschieden. Die Künstlerin Hanne lebt inzwischen mit dem pensionierten Pfarrer Bernd zusammen. Eines Tages steht Kurt vor der Haustür von Hanne. Er ist an Demenz erkrankt und weiß nicht mehr, dass seine Ehe aufgehoben wurde. Eigentlich wohnt er bei Tochter und Enkelin. Gerade war er in Kurzzeitpflege. „Im Knast" wie Kurt es nennt. Die Suche nach einem Heimplatz ist schwierig.

Vorübergehend soll nun Kurt bei Bernd und Hanne bleiben. Mit viel Empathie und feinem Humor wird vom neuen Alltag der Drei erzählt, von schönen und anrührenden Momenten, aber auch von schwer zu ertragenden Konflikten. Hanne fühlt sich verantwortlich für Kurt und gerät in ein Gefühlsdurcheinander. Zunehmend verliert sich Kurt in der Demenz. Bernd organisiert schließlich einen Platz für Kurt in einer Wohngemeinschaft für Demenzkranke und zieht mit Hanne an die Nordsee. Einmal noch fährt Hanne zu Besuch zu Kurt. Mit leerem Blick sitzt er am Fenster. Er erkennt sie nicht mehr.

Fantastische Bilder aus dem nebligen süddeutschen Voralpenland im Herbst und Winter und von der Dünenlandschaft und der Nordsee an der dänischen Küste symbolisieren das Verlorengehen, Verschwinden und Vergessen und die trübe Einsamkeit in der Demenz, auch die erbarmungslose Naturgewalt dieser Krankheit.

Harald Krassnitzer, Darsteller von Kurt, berichtet in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung im Interview mit Bettina Aust (26. Mai 2026): „Es ergibt wenig Sinn, ständig vor etwas Angst zu haben, das man nicht kennt und das man sowieso nicht beeinflussen kann. Wir wissen nicht, ob wir eines Tages an Krebs oder Demenz erkranken. Trotzdem haben wir die ganze Zeit Angst davor. Im schlimmsten Fall befinden wir uns irgendwann in einem Zustand, der mehr mit unseren Ängsten als mit unserem Leben zu tun hat. Leben bedeutet für mich, sich in diese Veränderungen hineinzustürzen und es als Abenteuer zu sehen, egal was kommt. Und ich verstehe nicht, warum das im Alter plötzlich anders sein sollte.

Ich habe durch diesen Film auch die Lust am Leben neu entdeckt."

Im Rahmen seiner Öffentlichkeitsarbeit zeigte das HospizPalliativ-Netzwerk Wiesbaden regelmäßig Filme in Kooperation mit dem Murnau Film Theater. „Der verlorene Mann" war einer dieser Filme im Sommer 2026. ■



Der verlorene Mann
Regie: Welf Reinhart
D, 2026
mit Dagmar Manzel, August Zirner
und Harald Krassnitzer



Ruth Reinhart-Vatter

ZUR PERSON



Ruth Reinhart-Vatter ist Mitglied des Redaktionsteams.

Buchtipp

Situation und Konstellation

Ein Buch eines Professors für Allgemeine und Theoretische Soziologie findet sich im „Wegbegleiter“ doch eher selten. Hat das irgendetwas mit Hospizarbeit zu tun?

Ja, weil Hospizarbeit Haltung erfordert, ebenso eine reflektierende, differenzierte Auseinandersetzung mit dem Miteinander. Überhaupt dieses Miteinander, sei es im kleinen zwischenmenschlichen Rahmen oder in unserer Gesellschaft. Fragen Sie sich zunehmend auch: Warum ist das Klima eher ungut, die Laune schlecht und der Frust hoch? Wie kann Gedankengut wieder auftauchen, von dem man nach 1945 dachte, dass es so etwas in unserem Land nie mehr geben würde? Komplexe Fragen, auf die ein einzelnes Buch selbstredend keine schlüssigen Antworten geben kann.

Aber das Werk von Hartmut Rosa steuert etwas bei, das wenigstens als Puzzleteil tauglich erscheint. Rosa veranschaulicht sehr lebensnah, welche allgegenwärtigen zwingenden Mechanismen Gefühle von Ohnmacht erzeugen, Spielräume und Urteilskraft verschwinden lassen, kollektive wie individuelle Energie rauben. Das fängt bereits bei etwas an sich Simplem wie einer Antragstellung per digitalem Formular an. Kennen Sie das Gefühl, dass weder Fragestellungen noch Antwortmöglichkeiten Ihre persönliche Situation annähernd erfassen? Weil zwischen Schwarz und Weiß Grau ist, Grau aber die Realität wäre. Schlicht, weil die vorgegebene Konstellation an dieser Realität aalglatt vorbeieilt, nicht ohne Wunden zu hinterlassen, auch wenn sie nur mikroskopisch klein sind. Aber so, und nur so lässt sich der besagte Antrag erfolgversprechend stellen. Sicher simpel und unerheblich im Einzelfall.

Sehr viel erheblicher sieht es da schon in der Berufswelt aus. Sehr viele Jobs sind heutzutage rein vollziehender Natur. Die jeweilige Konstellation, der regelhafte Ablauf bestimmen alles. Ermessensspielraum wird zum Fremdwort. Vielmehr ist oft schlicht egal, wer den Job macht. Auf die individuelle Persönlichkeit, das Urteilsvermögen, die Fähigkeit situativ angemessen reagieren zu können, kommt es nicht an. Auf breiter Ebene kommt es im Alltag so nicht mehr zur Erfahrung von Selbstwirksamkeit – um dieses Modewort zu strapazieren. Hartmut Rosa gelingt es trotz soziologisch fachlicher Bezüge die allgegenwärtigen Quellen von Frustration, dem Verlust von persönlicher und gesellschaftlicher Energie spannend zu beschreiben. Banal ist das Ganze nicht, der Mensch ist als soziales Wesen salopp gesagt darauf angewiesen gesehen zu werden, möchte förmlich erfahren, dass es auch auf ihn ankommt, dass er oder sie in der Lage ist und die Möglichkeit hat, im täglichen Leben selbst Entscheidungen treffen und umsetzen zu dürfen. Die Erfahrung, etwas selbstverantwortlich und nicht nur vorgegeben gut und richtig gemacht zu haben, ist immens wichtig.

Hartmut Rosa erkennt und würdigt dabei durchaus den unverzichtbaren Wert von Regelhaftigkeit menschlichen Handelns, ohne den Zusammenleben, Gerechtigkeit, Sicherheit und Berechenbarkeit, was ohne taugliche Instrumente wie Gesetze, Vorschriften und vielem mehr, nicht möglich wäre.



Hartmut Rosa
Situation und Konstellation
Vom Verschwinden des Spielraums
ISBN 9783518588338
Suhrkamp 2026, 25 Euro

Vielleicht ist aber die Balance zwischen situativ möglichem und regelhaft zwingend vorgegebenem Handeln verloren gegangen? Vielleicht ist dies ein wesentlicher Faktor, der auf das Konto negativer gesellschaftlicher Entwicklungen geht?

Diesen Fragen spürt Hartmut Rosa nach – ohne Schwarzweißmalerei, aber auch ohne über gedankliche Ansätze hinaus, einfache Lösungen anzubieten. Es ist meines Erachtens der Verdienst dieses bemerkenswerten Werks, dass es zum Weiterdenken, zur Entwicklung von Neugier auf das menschliche Miteinander im Kleinen und gesellschaftlichen, politischen Zusammenhängen im Großen anregt.

Karl Georg Mages

ZUR PERSON



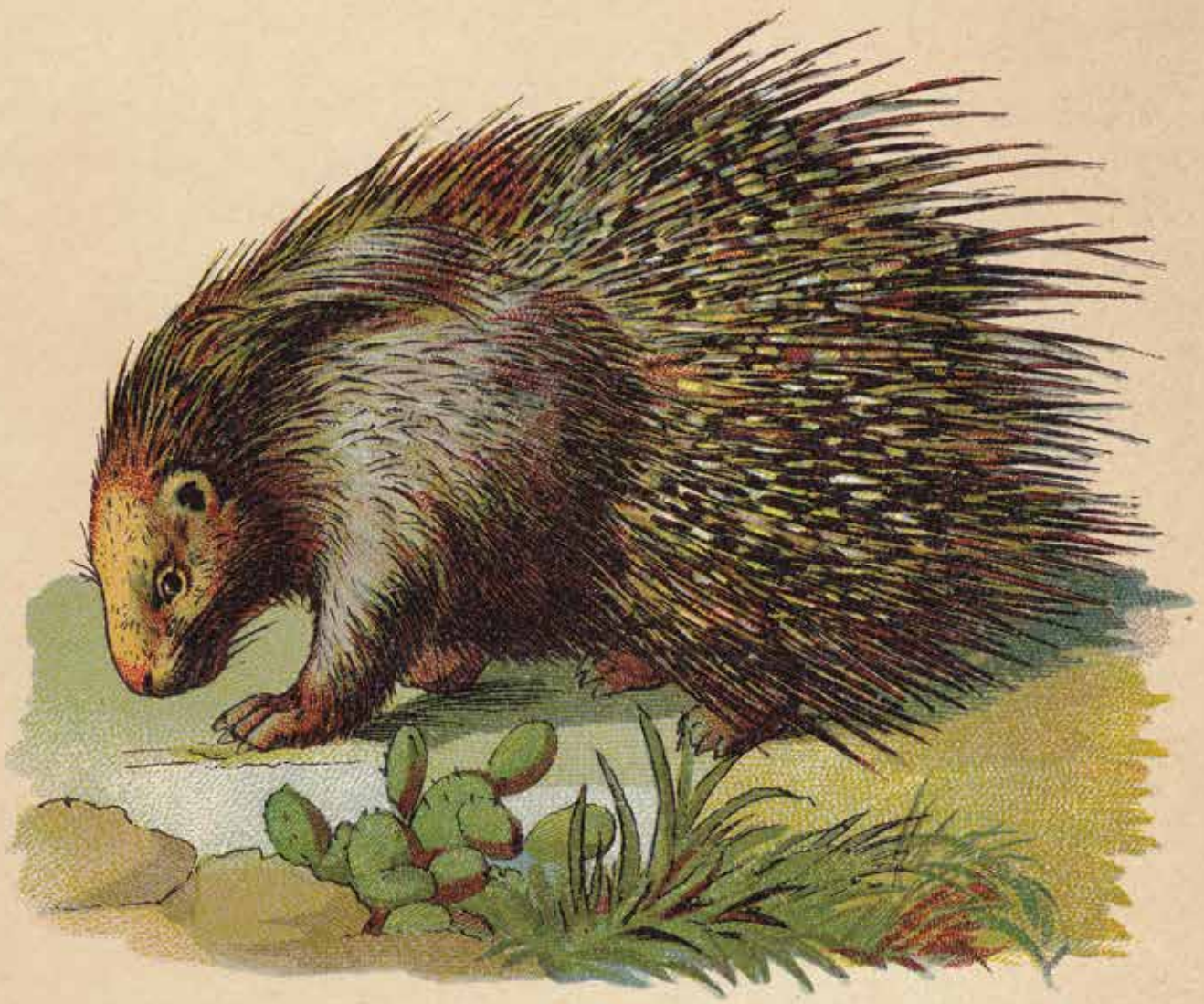
Karl Georg Mages ist Jurist, ehem. Vorsitzender des AUXILIUM-Vorstands, Mitglied der Redaktion

Die Stachelschweine

Eine Parabel von Arthur Schopenhauer

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zusammen, um, durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder voneinander entfernte.

Wenn nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher brachte, wiederholte sich jenes zweite Übel; so dass sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten.



20 Jahre ehrenamtlich bei AUXILIUM

Elisabeth von Debschitz

„Ich wollte nur sterben, aber seit Sie da sind, will ich leben!“ – das ist die liebevollste Anerkennung, die eine Hospizbegleiterin bekommen kann.

Als ich 2006 die Qualifizierung zur Hospizbegleiterin begann, ahnte ich nicht, welche Fülle an neuen Erfahrungen auf mich wartete. Da war ja schon die Ausbildung an sich ein Gewinn, da ich nebenher oft am Sterbebett einer Freundin saß und mit ihr erlebte, wie die Seele des Menschen ihn auf den nahen Tod vorbereitete.



An den intensiven Ausbildungswochenenden schufen die Übungen zu zweit im Rollenspiel eine besondere Nähe zwischen uns zwölf Kandidatinnen. Die finde ich auch immer noch im großen Kreis der Hospizhelfer so geschwisterlich.

Durch regelmäßige Supervisionen, das Herzstück unserer Arbeit, lernen wir uns weiter tiefer kennen und wertschätzen. Es entstehen neue Freundschaften. Die Fortbildungen tun weitere Fenster für uns auf. Dafür bin ich sehr dankbar.

Was ich in 20 Jahren mit sterbenden Menschen erlebte, lässt sich kaum in Worte fassen. Jeder Mensch ein Buch, und in manchen durfte ich lesen. So unterschiedlich konnte das sein.

Hader im Rückblick auf ein besonders hartes Leben und der lange Weg bis zur Versöhnung damit oder das stille Einverständnis mit dem Abschied von allem und allen. Das Vertrauen und die Dankbarkeit, die mir bis dahin fremde Menschen entgegenbrachten, waren immer ein besonderes Geschenk. „Ich wollte nur sterben, aber seit Sie da sind, will ich leben!“ Für mich ein Widerklang unseres Leitgedankens: Den Tagen mehr Leben geben.

Eine alte Dame blickte auf ihre über 100 Jahre Lebenszeit zurück und bekannte: Ich würde alles noch einmal genauso machen. Ob ich das dereinst auch so sagen könnte, da bin ich mir nicht sicher, aber die Entscheidung für AUXILIUM war bestimmt eine meiner besten Ideen. ■

Danke für 10 Jahre ehrenamtliches Engagement!



Regina Braus



Karin Bouffleur

Zwei Buchstaben mit großer Wirkung

Wenn Psychotherapeuten „Ja!" zueinander sagen…

Im letzten Jahr haben wir Christina Hanenberg und Patrick Schlösser im „Wegbegleiter" vorgestellt. Damals berichteten sie uns über ihre wunderbare Reise nach Nordirland, die sie mit einem Spendenaufruf für AUXILIUM verbunden hatten. Am Ende der Reise hatten sie 963,90 Euro gesammelt. Im Mai dieses Jahres haben sich die beiden auf ein neues Abenteuer begeben – sie haben geheiratet.



Vielleicht erinnert sich so manch ein Leser an unsere „Schnapsidee mit großer Wirkung" – unser Sponsorenlauf für AUXILIUM an der nordirischen Küste im Juni 2025. Es ist uns eine besondere Freude, hier von der Fortsetzung dieser Reise zu erzählen.

Und so wären wir keine Psychotherapeuten, wenn wir nicht auch ein bisschen die Imaginationsfähigkeit der Leserinnen ansprechen und dazu einladen würden, sich die malerische, sonnenbeschienene Bucht „White Park Bay" mit zwei Wanderern nach einer Tagesetappe vorzustellen. Und es ereignete sich, dass Patrick plötzlich einen gut gehüteten Ring aus seiner Hosentasche zog und Christina die Frage stellte: „Willst du mich heiraten?" Christina erzählt gerne, wie schön es für sie war, auf diese Frage aus vollem Herzen „Ja!" zu sagen. Ein Wort mit zwei Buchstaben und so viel Bedeutung für das ganze Leben.

Wieder nach Deutschland zurückgekehrt, folgte dann eine wunderschöne und intensive Zeit. So viele Menschen, die sich für uns freuten und uns beglückwünschten. Viele organisatorische Fragen kamen auf: Wie und wo möchten wir feiern? Wen laden wir ein? Vor allem aber beschäftigten uns die eigentlichen Fragen: Wer ist dieser Mensch noch, zu dem ich da „Ja" sage? Was bedeutet es, den Ehebund einerseits vor dem Gesetz, andererseits vor



Gott zu schließen? Wer bin ich als Mann, als Frau in der Partnerschaft?

Als besonders eindrücklich erlebten wir den Ehevorbereitungskurs der christlichen Gemeinschaft „Marriage Encounter“, auf den wir von unserem Trau-Pfarrer aufmerksam gemacht wurden. Dieser Wochenendkurs unterstützte uns darin, uns mutig zu begegnen und uns dem anderen auch mit herausfordernden Themen einmal tiefer anzuvertrauen. Wir verstanden, was das Sakrament der Ehe für uns bedeutet: Wir sind im Vertrauen auf Gottes Gegenwart gemeinsam auf dem Weg. Wir können gewiss sein, Gott meint es gut mit uns; er gibt seinen Segen zu unserem Bund.

In dieser Haltung begaben wir uns an die Vorbereitung des Traugottesdienstes und fanden für uns wichtige, stimmige Motive aus biblischen Texten: Das persönliche Gerufensein, Hingabe und Liebe und in der Welt einen Unterschied zu machen. Wir waren berührt, wie unser Pfarrer dies in der Predigt aufgriff. Er sprach davon, dass es in der Gesellschaft so üblich geworden sei, sich zu beklagen und nur auf das zu schauen, was nicht gelinge, was nicht da sei. Eigentlich gehe es für jeden Menschen aber doch darum, dem Leben Antwort zu geben, Entscheidungen zu treffen und „Ja“ zu seiner Berufung zu sagen.

Wir Menschen haben eine Verantwortung in der Welt – es kommt auf uns an! Auf unser „Ja“ zueinander, auf unser „Ja“ zum Leben – gerade auch zu all dem, was verletzlich und zerbrechlich ist, was wir noch nicht wissen können, wo wir angehalten sind, uns im Vertrauen hinzugeben.

Zwei Monate sind vergangen, seitdem wir unser Hochzeitsfest feiern durften. Nun sitzen wir an diesen Zeilen und sind immer noch ganz beseelt von den vielfältigen Begegnungen mit so vielen tollen Menschen, die Zeugen unseres „Ja“ geworden sind. Wir sind immer noch stolz auf unseren kreativen Hochzeitstanz und darauf, mit dem großen Messer die Hochzeitstorte ohne größere Schnittverletzungen zerlegt zu haben. Wir sind voller Dankbarkeit für so viele Überraschungen, Geschenke, Glückwunschkarten und liebevolle Gesten, die uns zu unserem Fest geschenkt wurden.

Und das Beste von allem ist: Unsere Hochzeit ist nicht einfach nur ein Ziel, das wir jetzt erreicht haben, sondern der Beginn einer viel größeren gemeinsamen Reise. Wir spüren und erleben, dass dieser Bund in vielfältigen Kontexten eine Ausstrahlungskraft in die Welt hat.

Jetzt geht es erst so richtig los – was für ein wundervolles Geschenk! ■

Christina Hanenberg, Patrick Schlösser

Christina und Patrick haben im letzten Jahr die Qualifikation für die Hospizbegleitung bei AUXILIUM abgeschlossen. In der Qualigruppe gestalten sie einen Themenabend zu „Nutzung von Übertragung und Gegenübertragung in der Begleitung“.

Hospizbegleiterinnen der ersten Stunde

Pionierinnen am Sterbebett

2027 feiern wir 40 Jahre AUXILIUM. Bei den Hospiz- und Palliativarbeiterinnen der Anfänge unseres Vereins bedanken wir uns sehr – stellvertretend widmen wir uns drei Personen.



Beate Düsterwald

Kennengelernt habe ich Beate Düsterwald Anfang der 2000er Jahre in ihrer Funktion als Hospizbegleiterin. Meine Freundin lag im Sterben. Beate Düsterwald verbrachte viele Stunden am Bett meiner Freundin. Später begleitete sie mich in meiner Trauer.
In Erinnerung hatte ich Beate mit freundlichem Gesicht und kraftvoller Sprache. Ein Vierteljahrhundert später treffen wir uns wieder. Sie ist heute 92 Jahre alt, ihr Lachen und ihre ausdrucksstarke Sprache sind geblieben.

Zeit und Daten rücken in den Hintergrund. An das große Vertiko, das damals in der Geschäftsstelle von AUXILIUM stand und um Spenden für neue Möbel warb, kann sich Beate aber noch heute gut erinnern und herzhaft lachen. Geld für neue Möbel gab es nicht.

Gudrun Pfundt

Für mich war die Zeit als Hospizbegleiterin eine reiche Zeit, jedes Gespräch wertvoll. Mein Gefühl war von Anfang an die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Die Nähe zu Menschen, Hospizbegleiterinnen und Sterbenden, war mir immer sehr wichtig, jedes Gespräch habe ich als sehr kostbar empfunden. – Beate Düsterwald

Gisela Gräff

Im Jahr 1992 las Gisela Gräf in einer Anzeige im Wiesbadener Kurier von einer Schulung zur Hospizbegleiterin. Im gleichen Jahr, bei einer Infoveranstaltung des Vereins in den Horst-Schmidt-Kliniken, trat sie noch am selben Abend in den Verein ein.

Gisela Gräff hatte zuvor 16 Jahre die Telefonseelsorge gearbeitet, 1992 war sie auf der Suche nach einer Betätigung näher am Menschen. Bis 2010 hat sie viele Menschen als Sterbebegleiterin betreut. Sie sagt: „In der Begleitung habe ich mich immer voller Dankbarkeit einer inneren Führung überlassen und darum gebeten, die richtigen Worte zu finden. Bei jemanden zu sein der geht, hat mich immer sehr beglückt."

Gudrun Pfundt

Ganz besonders in Erinnerung geblieben ist mir der älteste Sohn einer sehr guten Freundin. Der junge Mann, Mitte vierzig, verheiratet mit kleinem Sohn, hatte eine schwere ALS, eine unheilbar fortschreitende Erkrankung des Nervensystems. Ein Pflegeheim kam für ihn nicht in Frage, so weiterleben wollte er nicht. Er suchte Kontakt zu AUXILIUM und hatte gehofft, Suizidhilfe zu erhalten, die damals in Deutschland noch verboten war. Der junge Mann fuhr in die Schweiz um sein Leben zu beenden. Bis dahin hatte ich Kontakt zu ihm, war seine Sterbegleiterin. – Gisela Gräff





Ein letztes gemeinsames Foto: Ute Schenk-Schneider und Gisela Gräff

Ende August 2026 verstarb Ute Schenck-Schneider. Im Jahr zuvor besuchten wir sie in ihrer damaligen Seniorenresidenz in Bad Schwalbach. Sie berichtete uns von ihrem bewegten Leben und den Anfängen der Hospizarbeit in Wiesbaden.

Ute Schenk-Schneider

Arbeit als Erzieherin, auch mit behinderten Kindern – Abitur mit 30 Jahren, zwei Kinder und Studium der Medizin, – Ausbildung zur Allgemeinärztin und Psychotherapeutin – 20 Jahre Arztpraxis in Wiesbaden – Arbeit im Mutter-Kind-Heim auf Wangerooge und zurück nach Wiesbaden: Tätigkeitsorte einer schaffensfreudigen Frau, die gerne etwas „anschubste".

Für uns insbesondere interessant: In ihrer Praxis in Wiesbaden setzte sich Ute Schenk-Schneider seit 1985 für die Hospiz- und Palliativarbeit ein, kämpfte gegen Vorurteile über die Schmerztherapie mit Opioiden bei Schwerstkranken und Sterbenden und gegen die Einsamkeit der Menschen am Lebensende. Sie war die Initiatorin und gehörte zu den Gründerinnen, die den Hospizverein AUXILIUM 1987 ins Leben riefen, die Vereinsatzung schufen, die Ausbildung zur Hospizbegleitung (bei Elisabeth Kübler-Ross) absolvierten und sich ehrenamtlich in der Sterbebegleitung einsetzen ließen. Sterben und Tod waren Tabuthemen, eine Brandmauer wie Ute Schenk-Schneider es damals empfand, und wir es auch heute noch oft erleben.

Die Palliativmedizin steckte in den Anfängen, die Arbeit von Cicely Saunders und Elisabeth Kübler-Ross war ungewöhnlich zu einer Zeit, da die Forschung in Medizin und Technik sich rasant entwickelten und ein Patient in der Medizin mehr als erfolgreich behandelbares Objekt denn als zu behandelnder Mensch in seiner Gesamtheit gesehen wurde.

„Wenn es soweit ist mit mir, was machst Du dann?" wurde Ute Schenk-Schneider von einer ihrer Patientinnen gefragt. „Dann komme ich zu dir und bleibe bei dir", war ihre Antwort. Da sein für ein Leben in Würde bis zuletzt – das ist das Motto des Hospizvereins AUXILIUM.

„Wahrheit am Krankenbett" war das Thema der Dissertation, die Ute Schenk-Schneider an der Universität Mainz begonnen hatte. Sie blieb unvollendet, der betreuende Professor zog aus Mainz weg. „Wahrheit am Krankenbett" ist heute das Thema eines Seminarabends im Rahmen des Curriculums in der Ausbildung zur ehrenamtlichen Hospizbegleitung des Hospizvereins AUXILIUM.

Ein aktuelles soziales Problem ist die zunehmende Vereinzelung der Menschen und damit verbunden die zunehmende Einsamkeit, quälend vor allem für ältere Menschen und Menschen mit Beeinträchtigungen, Kranke und Sterbende. Auch zu diesem Thema hat sich Ute Schenk-Schneider engagiert.

Ute Schenk-Schneider sagte von sich, sie sei ein Mensch, der gerne etwas „anschubst". Das hat sie getan! ■

Ruth Reinhart-Vatter

Gemeinsamen Raum teilen

Erfahrungen mit Nähe und Distanz in der Hospizbegleitung

Die Frage nach Nähe und Distanz begleitet jede Begegnung in der Hospizbegleitung. Wie können wir einem Menschen zugewandt sein, ohne uns selbst oder die Rolle, in der wir kommen, zu verlieren?

Zu dieser Frage nimmt die Zen-Lehrerin und Palliativmedizinerin Friedrike Juen Boissevain in ihrem Buch „Blüten fallen. Was Sterbende uns lehren" einen radikalen Blickwinkel ein:

„Durch das ihnen zur-Seite-Stehen mit unserer gesamten Präsenz, in Zugewandtheit, entsteht etwas Neues, Gemeinsames, Verbindendes. Es reicht über unsere üblichen Einteilungen – in krank oder gesund – hinaus und kann sie auf heilsame Art […] zum Verschwinden bringen. […] Dieser Brückenschlag spricht nicht mehr von krank oder gesund. Er spricht von der Begegnung zweier Menschen in schweren Zeiten, die sich umeinander sorgen. Der eine ist krank, der oder die andere ist noch nicht krank. Es gibt einen zeitlichen Unterschied, mehr nicht."



Friedrike Juen Boissevain: „Blüten fallen. Was Sterbende uns lehren" (Zitat von S. 133) Verlag Sprachlichter, 2025

Nähe und Distanz bezeichnen für uns zunächst etwas Räumliches: Wir sind weit entfernt von etwas oder jemandem, wir halten Abstand, nähern uns an, gehen aufeinander zu und kommen einander nah.

In der Begleitung wird aus dieser räumlichen Bewegung eine innere Haltung: Wie viel Nähe entwickelt sich, und wo beginnt hilfreicher Abstand? Wir gehen in einen gemeinsamen Begegnungsraum mit einem Menschen, von dem wir zunächst kaum etwas wissen: nicht, was ihn trägt, was ihn belastet, was ihn freut, was er erwartet, welche Form von Nähe für ihn überhaupt möglich ist und welchen Abstand er braucht.

Diesen zunächst noch „leeren" Raum betreten wir aus der „Architektur" unseres eigenen Lebens heraus: mit unseren Erfahrungen, Prägungen, Empfindlichkeiten, Hoffnungen und Grenzen. Wir sind neugierig, wem wir begegnen und welche Erwartungen an uns herangetragen werden. In gewisser Weise strukturiert sich dieser gemeinsame Raum auch, indem wir die Institution vorstellen, von der wir kommen, und indem wir uns selbst als Person und in der Rolle als ehrenamtliche Begleiterin, als ehrenamtlicher Begleiter zeigen.



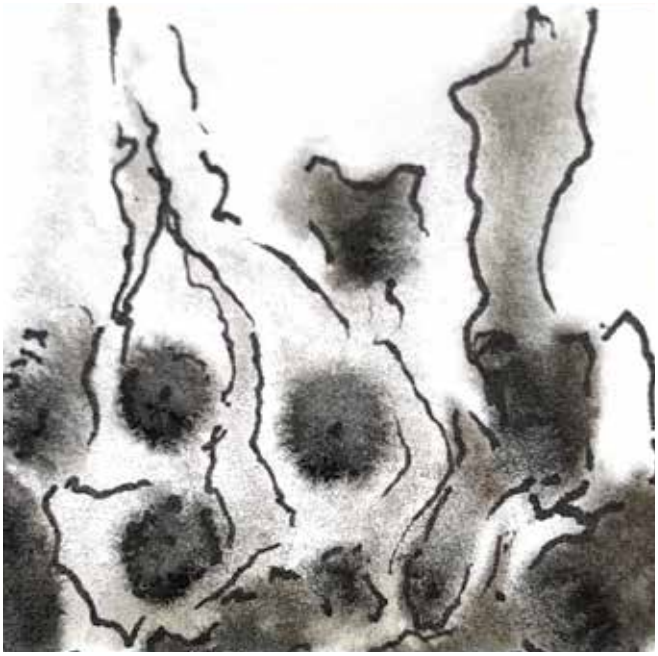
Tuschezeichnungen von Marianne Jensen

Unser Interesse erleichtert es uns, in der Annäherung herauszufinden, mit wem wir es zu tun haben, welche Unterstützung gewünscht wird und auch leistbar ist. So kann eine Beziehung zu einem zunächst fremden Menschen entstehen.

Um Nähe zu ermöglichen, brauchen wir menschliche Bindungsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, Respekt „auf Augenhöhe", Präsenz, vertieftes empathisches Zuhören, Resonanzfähigkeit und die Bereitschaft, Mitgefühl nicht nur zu empfinden, sondern im konkreten Augenblick entstehen zu lassen und behutsam weiterzuentwickeln. Das ist anspruchsvoll – und es gelingt nicht immer. Entscheidend ist dabei, uns

als stimmige Menschen zu zeigen: gegenwärtig, offen und zugleich bereit auszuhalten, dass wir nicht schon im Voraus „wissen“, was dieser Mensch braucht.

Wie es gelingen kann, zeigt vielleicht der folgende Bericht von Marianne Jensen über eine Begegnung während einer Begleitung:



„Als ich das Zimmer betrat und Frau L. sah, war mir sofort klar, dass dies unsere erste und zugleich letzte Begegnung sein würde. Sie lag in ihrem Pflegebett, noch bei Bewusstsein, und rief immer wieder nach ihrer Mama. Zu mir nahm sie keinen direkten Kontakt auf. Ich setzte mich leise neben ihr Bett und wartete, ob sie mich wahrnehmen würde. Nach einer Weile bemerkte ich, dass sie etwas suchte oder tun wollte. Ihre Handtasche stand in Reichweite. Ich reichte sie ihr. Mit unruhigen Fingern tastete sie darin herum, bis sie einen Stielkamm fand. Sie zog ihn hervor und versuchte, damit ihren Kopf zu erreichen, doch sie war zu schwach. Die Rufe nach ihrer Mama verstummten dabei nicht. Vorsichtig nahm ich den Kamm aus ihrer Hand und begann, ihr Haar zu kämmen. Dabei summte ich ein Lied, das mir in diesem Moment einfiel. Zunächst blieb Frau L. noch unruhig. Dann wurde der Raum allmählich stiller. Ich weiß nicht, wie lange ich kämmte und summte. Schließlich schlief Frau L. ein. Ich blieb noch eine Weile an ihrem Bett sitzen, bis auch in mir Ruhe eingekehrt war. Dann verließ ich den Raum – leise, innerlich gesammelt und leicht – und ging nach Hause.“

Für eine begrenzte Zeit gehört der gemeinsame Raum vor allem demjenigen, den wir begleiten. In diesem Raum geht es um tatsächliche menschliche Zuwendung und unverstellten Kontakt. Wir können uns einbringen und auch verletzlich zeigen, aber „unsere“ Themen stehen nicht im Vordergrund. Wir brauchen genügend emotionale „Luft“ und Energie, um uns zum Wohl des anderen zur Verfügung zu stellen. Das gilt auch dann, wenn uns dessen Werte, Persönlichkeit oder Lebenskonzept fremd bleiben.

Dennoch sehen wir: Der Bericht zeigt, dass ein wahrhaftiger Kontakt entsteht, durch den auch wir verändert werden und der in uns etwas zum Schwingen bringt.

Der häufig gebrauchte Begriff der professionellen Distanz irritiert uns. Wenn damit gemeint ist, innerlich auf Abstand zu gehen oder sich gegen den anderen abzuschirmen, passt er für uns nicht. Wenn Distanz jedoch bedeutet, die eigene Rolle, die eigenen Grenzen und die Verantwortung gegenüber dem begleiteten Menschen im Blick zu behalten, wird der Begriff hilfreicher.

Doch sind wir nicht grenzenlos. Wir bewegen uns in einer bestimmten Rolle und sind zugleich mit einer Institution verbunden. Das schützt uns auch. Wir tun gut daran, immer wieder zu spüren, was wir zulassen können und wollen, was uns erschöpft und wann Mitgefühl in Mitleiden umschlägt.

Es lohnt sich, ein Gespür dafür zu entwickeln, wann wir uns verstricken, zu viel übernehmen oder wann eigene biografische Erfahrungen und aktuelle Probleme berührt werden.

So verstanden ist Distanz kein Rückzug aus der Beziehung, sondern eine Form achtsamer Begrenzung. Sie schützt den begleiteten Menschen davor, von unseren Themen überlagert zu werden, und sie schützt die Begleiter/innen davor, sich selbst im Mitgehen zu verlieren.

Nähe und Distanz sind kein Gegensatz, sondern eine immer neu einzuübende Balance. ■

ZU DEN AUTORINNEN UND ZUM AUTOR

Ute Grund und **Marianne Jensen** sind ehrenamtliche Hospizbegleiterinnen bei AUXILIUM. **Michael Strauß,** evang. Theologe und Palliative-Care-Fachkraft, arbeitet im Ressort Öffentlichkeitsarbeit, früher als Koordinator, bei AUXILIUM.







Mitglieder im Portrait

Anni Wagner

In dieser Rubrik stellen wir Ihnen regelmäßig Mitglieder und Unterstützende unseres Vereins persönlich vor – denn es lohnt sich, Engagierte bei AUXILIUM näher kennenzulernen.

WOHNORT: Wiesbaden
TÄTIGKEIT: Rentnerin
ALTER: 78 Jahre

MITGLIED BEI AUXILIUM SEIT:
meiner Ausbildung als ehrenamtliche Hospizbegleiterin im Jahr 2018

MEINE HOBBYS
Wandern, Bewegung in der Natur, lesen

MEIN LIEBLINGSORT
In meiner Abenteuerlust finde ich viele schöne Orte.

DARUM BIN ICH MITGLIED BEI AUXILIUM:
Meinen krebskranken Bruder habe ich bis zum Ende begleitet. Den Impuls, mich bei AUXILIUM zu engagieren, hatte ich schon, als ich 1987 von der Gründung des Vereins in der Zeitung las. Nach meinem Renteneintritt habe ich zunächst zehn Jahre in meiner alten Heimat gelebt. Als ich im Sommer 2017 wieder nach Wiesbaden kam, meldete ich mich sofort für den nächsten Qualifikationskurs an.

WAS HAT MICH BEI DER ARBEIT FÜR AUXILIUM AM MEISTEN BEEINDRUCKT?
Dass ich durch die Begleitungen selbst noch mehr an menschlicher Reife gewonnen habe und mir heute viel mehr zutraue als vor 20 Jahren.

WIE HABE ICH DEN TOD ERLEBT?
Dass er meist ganz friedlich und still kommt.

DIESE SCHLAGZEILE WÜRDE ICH GERNE EINMAL IN ZEITUNG LESEN:
Der von Menschen gemachte Klimawandel konnte gestoppt werden, dank vieler nachhaltiger Maßnahmen.

AN WIESBADEN GEFALLEN MIR:
die Kunst am Bau, die alten Villen und schönen Fassaden. Die bunte Mischung aus Klassizismus, Historismus, Jugendstil, Moderne, Renaissance und vieles mehr erfreut mich immer wieder. Ich habe großen Respekt vor dem Handwerk.

EIN GELUNGENES LEBEN BEDEUTET FÜR MICH:
sich von den Widrigkeiten des Lebens nicht unterkriegen zu lassen, sich der Verantwortung für das eigene Leben und seines Umfelds immer klar zu sein.

DAS SOLLTE JEDER MINDESTENS EINMAL IM LEBEN GEMACHT HABEN:
Einmal im Jahr an einem Ort sein, an dem man noch nie gewesen ist.

DAMIT VERWÖHNE ICH MICH:
Einmal die Woche eine Stunde schwimmen.

DAVOR HABE ICH ANGST:
Vor einem möglichen Atomkrieg und den Konsequenzen daraus.

GLÜCK BEDEUTET FÜR MICH:
Dankbarkeit, Gesundheit, Zufriedenheit und etwas Geld in der Tasche.

GIBT ES ETWAS, WAS ICH BEREUE?
Ja, manches aus der Vergangenheit würde ich heute anders machen.

WENN ICH DREI WÜNSCHE FREI HÄTTE:
Frieden in der Welt, unter den Nationen. Noch lange für AUXILIUM tätig sein zu können. Genug Geld für ein kleines Altenwohnprojekt.

MEIN TIPP FÜR EINEN FREIEN TAG:
Einem spontanen Impuls folgen.

Aktuelle Veranstaltungen bis Sommer 2027

30.11.

Wie geht das mit dem Sterben? Assistierter Suizid … ein gutes Leben bis zuletzt
Claudia Brillmann & Michael Strauß
Der Vortrag erklärt die rechtlichen Grundlagen und Unterstützungsmöglichkeiten beim assistierten Suizid in Deutschland, um Betroffenen ein selbstbestimmtes, gutes Leben bis zuletzt zu ermöglichen.

25.01.

Mein letzter Koffer – Was bleibt von mir, wenn ich einmal gehe?
Kirstin Schulte
Die Referentin stellt das Konzept des „Death Cleaning" vor und zeigt, wie man schon zu Lebzeiten bewusst aussortiert und vorsorgt, um sich selbst und den Angehörigen später unnötigen Ballast zu ersparen.

22.02.

Lesung „Was bleibt, wenn wir sterben" – Erfahrungen einer Trauerrednerin
Louise Brown
Die Autorin liest aus ihren Erfahrungen als Trauerrednerin und erzählt, wie der Tod ihrer Eltern und zahlreiche Begegnungen mit Trauernden ihre Sicht auf Leben und Sterben verändert haben.

26.04.

Liegt das Glück in mir selbst? Und was sagt die Glücksforschung dazu?
Julia Blaschke
Die Referentin zeigt anhand von Erkenntnissen der Glücksforschung, dass Glück vor allem von innerer Haltung, Selbstwert und bewusster Lebensgestaltung abhängt statt von äußeren Umständen.

31.05.

Sorge und Mitverantwortung am Lebensende: Demografischer Wandel und Hospizarbeit
Dr. Volker Cihlar
Der Referent zeigt, welche Herausforderungen der demografische Wandel für die Versorgung hochbetagter Menschen mit sich bringt und welche Rolle die Hospizarbeit in Wiesbaden dabei übernimmt.

Stand: September 2026, Änderungen vorbehalten.

Beginn: 19:30 Uhr, Einlass ab 19 Uhr, Ort: Hospizverein Wiesbaden AUXILIUM e.V., Luisenstraße 26, 65185 Wiesbaden
Die Teilnahme an dieser Veranstaltung ist kostenfrei und bedarf keiner Anmeldung. Da aufgrund der räumlichen Gegebenheiten die Anzahl an Zuhörern nur begrenzt möglich ist, kommen Sie rechtzeitig, um sich Ihren Platz zu sichern.
Wir danken dem Bistum Limburg herzlich für die regelmäßige Unterstützung der Veranstaltungsreihe.



9.12.
19 Uhr

Unser neues Gesprächsformat in Wohnzimmer-Atmosphäre:

AUXILIUM begegnet …

Dr. Ingmar Hornke

Geschäftsführer PalliativTeam Frankfurt

Themen: Was ist wichtig für mein Leben? Welche Werte tragen mich? Warum bin ich hier? Was gibt mir Halt? Was erwartet mich nach dem Tod?

Hospizverein Wiesbaden AUXILIUM e. V. (Adresse siehe oben)
Eintritt frei. Einlass ab 18:30 Uhr.

Vertrauen

Manchmal ist der Regenbogen

Nur als Ahnung seiner Farben

Zart ins Himmelsblau gemalt.

Und ist noch immer Zeichen

Für Gottes Bund mit Seinesgleichen.

Wir Menschen, Gottes Ebenbild,

Werden mit ihm aufgefordert,

Vertrauen zu haben, Vertrauern zu leben,

Vertrauen auf Liebe, die ewig besteht,

Wenn unsere Erde sich weiterdreht.

– Ute Schenk-Schneider

KURZGEFASST: DIE ARBEIT DES HOSPIZVEREINS AUXILIUM WIESBADEN

Für Betroffene

- Ehrenamtliche hospizliche Begleitung
- Trauerbegleitung

Für Interessierte

- Beratung zu allen Fragen der hospizlich-palliativen Betreuung, Vorsorgevollmacht und Patientenverfügung
- Information durch breite Öffentlichkeitsarbeit, Zeitschrift *Wegbegleiter*, Vorträge, Workshops, Projektwoche in der Schule, Quartiers-Sprechstunden, Telefonsprechstunde
- Letzte-Hilfe-Kurse

Für Mitarbeitende

- Qualifizierung zur ehrenamtlichen Hospizbegleitung
- Unterstützung bei der Qualifizierung zur ehrenamtlichen Trauerbegleitung
- Qualifizierung zur Beratung
- Fortbildung und Weiterbildung

Die Angebote von AUXILIUM sind kostenlos (ausgenommen Qualifizierungskurs und Letzte-Hilfe-Kurse über die Volkshochschule). Der Hospizverein finanziert die Hospiz- und Trauerarbeit im Wesentlichen durch Spenden und Mitgliedsbeiträge. Bitte unterstützen Sie uns!

Kontoverbindung:
Hospizverein AUXILIUM Wiesbaden
Wiesbadener Volksbank,
IBAN DE12 5109 0000 0004 1190 02